

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Montag, 5. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Siemssen lachte. „Aber dieses Mal der Ehre, Hessekamp! — Herr Senius hat sich mit in Southampton, wo er an Bord kam, selbst vorgestellt und seine Papiere zur Verfügung gegeben!“

„Um — das ändert die Sache allerdings!“ Hessekamp hielt es jetzt für richtig, einen freundlicheren Ton anzuschlagen. „Dann also waren Sie es, der mich auf Walter Kersten aufmerksam machte?“

Der andere nickte. „Allerdings! — Ich schrieb Ihnen den Brief, — aber aus dem, was Sie mir da vorhin erzählten, muß ich ersehen, daß Ihnen der Vogel leider durch die Lappen gegangen ist!“

„Ja — leider!“ gab Hessekamp zu. „Und die Umstände, unter denen es geschah, sind für mich mehr als ein Rätsel.“

„Was Sie nicht sagen!“ Senius schien wirklich interessiert. „Wollen Sie mir das nicht erzählen? — Ich muß Ihnen nämlich ganz ehrlich sagen, daß ich nur äußerst unvollkommen über die Ereignisse der letzten Nacht im Bilde bin!“

„Aber bitte! — Es kann ja für die weitere Untersuchung des Falles nur von Vorteil sein, wenn wir Hand in Hand arbeiten!“

„Sehen Sie, das ist ein vernünftiger Vorschlag!“ stimmte Gregor Senius zu. „Es wäre ja auch lächerlich, wenn wir uns um die Vorbeeren streiten würden!“

Mit betonter Freundlichkeit rühte er für Hessekamp und den Kapitän, der jetzt nach der Beilegung des kleinen Zwistes erleichtert aufatmete, Stühle zurecht: „Bitte, meine Herren, nehmen Sie Platz! — Da ich annehme, daß es doch eine längere Diskussion werden wird, müssen Sie mir schon erlauben, so gut es eben geht, den Gastgeber zu spielen! — Hier sind Zigarren, und wenn ich Ihnen noch einen Whisky anbieten darf“

„Wird nicht abgelehnt!“ strahlte Siemssen. —

Dann begann Hessekamp mit seinem Bericht.

Zuerst schilderte er die Auffindung der Leiche Basils und die Entdeckung des Schmuckraubes. Dann kam er auf den Brief seines Kollegen zu sprechen und erzählte ausführlich von der Überwachung Walter Kerstens, denn er zweifelte nicht mehr daran, daß der falsche William Knight mit dem Bankräuber identisch war.

Senius hörte kopfnickend zu. Nur wenn ihm irgend etwas nicht ganz klar erschien, stellte er eine Zwischenfrage.

Schließlich berichtete der Detektiv über die rätselhafte Flucht Kerstens und das nicht minder sonderbare Auftauchen des echten Knight.

Als er zu Ende war, blickte er gespannt auf Senius, dessen Gesicht, immer noch durch den falschen Bart und die Perücke unkenntlich gemacht, hinter den dichten Wolken seiner Zigarre halb verschwunden war.

„Und was meinen Sie zu der ganzen Geschichte, Herr Kollege?“

„Ja —“ Senius machte eine schneidende Bewegung mit der Hand, als wollte er die ihr umgebenden Rauchwolken zerteilen — „ja, da muß ich erst einmal überlegen! — Also nach dem, was Sie sagten, kämen drei Personen als Täter in Betracht, weil sie von dem Aufbewahrungsort des Schmuckes Kenntnis hatten“

„Pardon“ unterbrach ihn Hessekamp — „ich glaube,

wir können uns wohl in dieser Beziehung auf Walter Kersten beschränken! — Die Blutspuren, sein sonderbares Verhalten und nicht zuletzt seine rätselhafte Flucht lassen ihn doch mehr als verdächtig erscheinen!“

Senius vergrub den Kopf zwischen den Schultern. „Ich kann Ihnen da nicht so unbedingt zustimmen! — Es kann sich ja schließlich auch so zugetragen haben, wie Kersten es darstellte: — daß er aus einem Grunde, den zu nennen er sich scheut, die Kabine der Fürstin Maniersta betrat und dabei bereits auf die Leiche des Dieners stieß. Jedenfalls wäre das auch eine Erklärung für die Blutflecke an seiner Manschette und in dem Handtuch!“

„Warum dann aber seine Flucht — wenn er unschuldig war?“ warf Kapitän Siemssen ein.

„Das ist doch nur zu erklärlich!“ versicherte der Gefragte. „Versetzen Sie sich in die Lage des Mannes! — Er wußte, daß ich ihm auf den Fersen war, um ihm das dem Bankhaus Pender geraubte Geld abzunehmen. Er wußte gleichfalls, daß die Umstände in dieser Mordaffäre sehr gegen ihn sprachen. Er mußte einer Verhaftung gewärtigt sein! Was blieb ihm übrig? Doch nur die Flucht!“ „Aber wie floh er?“

„Das — ist eine Frage, auf die ich Ihnen noch keine Antwort geben kann! Aber kommen wir noch einmal auf das zurück, was ich vorhin sagte: Wir haben also Ihrer Meinung nach drei Verdächtige, nicht wahr?“

In seiner Stimme lag ein sonderbarer Ton, daß Hessekamp erstaunt aufblickte: „Und . . . Ihre Meinung ist anders?“

„Allerdings! — Denn Sie haben eine — oder besser gesagt zwei Gestalten dieser Tragödie vergessen: — die Fürstin und ihre Tochter, die ja beide auch um den Schmuck wußten!“

Der andere lachte. „Nun, das kommt ja wohl nicht in Frage! — Oder welchen Grund sollte denn eine der Damen gehabt haben, den treuen Diener zu ermorden und den eigenen Schmuck zu rauben?“

Senius betrachtete nachdenklich die glimmende Spitze seiner Zigarre. „Versicherungsbetrug zum Beispiel, mein Lieber!“

„Aber der Mord!“ wandte Hessekamp ein. „Der Schiffsarzt hat mir versichert, daß der Mord mit einer Kraft begangen worden ist, deren nur ein Mann fähig ist!“

„Um — die Komtesse ist eine sportgeübte, junge Dame. Für schwächlich habe ich sie nicht gehalten!“

„Und warum sollte sie ihren Diener töten?“

„Nun — warum ist denn der Diener überhaupt getötet worden?“ stellte Senius lächelnd die Gegenfrage.

„Weil er den Täter überraschte!“

„Sehen Sie — und deshalb hätte auch die Komtesse die Tat begehen können!“

Hessekamp schüttelte ablehnend den Kopf: „Diese Hypothese scheint mir denn doch etwas weit hergeholt, Kollege!“

„Zugegeben!“ Der andere starrte in den Rauch seiner Zigarre. „Weit hergeholt gewiß — aber doch nicht unmöglich!“

Ein kurzes Schweigen folgte. Dann war es wieder Gregor Senius, der das Wort nahm: „Lassen Sie mich nun zu einem Punkt kommen, der mich besonders inte-

reßiert: Walter Kersten! — Seinetwegen nämlich bin ich hier an Bord der „Atlanta“ —!“

„Sie erzählten mir ja damals in Southampton davon!“ nickte Siemssen.

„Ja! — Und nun möchte ich nur das Eine wissen: wie ist der Kerl aus seiner Kabine entkommen? — haben Sie alles genau untersucht, meine Herren, die Wände abgeklopft . . .“

Der Kapitän unterbrach ihn lachend: „Sie scheinen zu fürchten, daß die „Atlanta“ nach Art der alten Raubritterburgen mit geheimen Gängen unterminiert ist. — In der Beziehung kann ich Sie beruhigen: Es gab eben nur den einen Ausgang durch die Tür . . .“

„Sie vergessen das Bullauge!“ warf Hesselkamp ein.

„Schön, meinetwegen auch das! — Die Tür schaltet aus. Die ganze Zeit über hat ein Steward den Gang bewacht. Und durch das Bullauge hätte Kersten nur in die Kabine gelangen können, in der wir uns jetzt befinden! Sie, Hesselkamp, haben nach ihm gesucht und nicht gefunden — wenn wir nicht schon die Anwesenheit Ihres Kollegen als Garantie dafür betrachten wollen, daß ein Einschleichen des Flüchtlings hier in diesem Raum unmöglich ist!“

Senius nickte ungeduldig. Dann fragte er hastig: „Und haben Sie die Nachbarkabine einer gründlichen Durchsuchung unterzogen?“

„Darauf können Sie sich verlassen!“ versicherte Hesselkamp. „Außerdem war die Untersuchung nicht weiter schwierig, da es ja eigentlich nur einen Platz gab, an dem sich ein Mensch hätte verbergen können. — Den Kleiderschrank der Kabine. — Aber auf dem Boden des Schrankes lag eine fast fingerdicke Staubschicht, so daß es ganz unmöglich ist, daß sich dort jemand aufgehalten hat!“

„So —“ machte der andere und lächelte sonderbar. Dann paßte er eine dicke Rauchwolke vor sich hin, ehe er langsam das Wort nahm: „Sagen Sie mal, Herr Kollege, fällt Ihnen da nicht ein Widerspruch auf?“

„Ein Widerspruch?“ Der Detektiv zuckte die Achseln. „Den kann ich beim besten Willen nicht entdecken!“

„hm — gestatten Sie eine Frage: Wo war dann dieser sonderbare Herr Knight verborgen, der ja seiner Behauptung nach von Kersten betäubt und in der Kabine zurückgehalten sein wollte?“

„Donnerwetter ja —“ Hesselkamp schlug sich mit der flachen Hand vor den Schädel — „Da haben Sie recht! — Da stimmt doch etwas nicht! — Im Schrank konnte niemand verborgen gewesen sein — und sonst bietet das Zimmer kein Versteck, mit Ausnahme vielleicht des Bettes — aber das machte ja der Steward ihm jeden Morgen in Ordnung! — Teufel ja — wo war dann dieser William Knight verborgen?“

„Und wie verschwand Walter Kersten?“ fügte Gregor Senius hinzu. — „Sie sehen, Herr Kollege, daß dieser Fall noch eine ganze Portion Rätsel aufgibt — und es scheint mir, als ob wir uns die Zähne daran ausbeißten werden!“

Der andere antwortete nicht sofort. Ein sichtlicher Ärger darüber, daß ihm dieser Widerspruch zwischen den Angaben Knights und dem Tatbestand entgangen war, malte sich in seinen Zügen.

„Ein ganz verdammtter Fall!“ stöhnte Siemssen. „Meine gute, alte „Atlanta“ kommt mir wie verhext vor! — Menschen verschwinden, tauchen auf — da werde ein Anderer draus flug!“

Senius nickte gedankenvoll. „Ich hatte ja anfangs nur Interesse für die Person Walter Kerstens, mit der für mich eine Belohnung von dreißigtausend M. verknüpft ist. Aber ich muß ehrlich bekennen, daß mich dieser Fall in einer Weise fesselt . . .“

Er verstummte erstaunt. Hesselkamp war aufgestanden und kam jetzt auf ihn zu. „Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, Senius, wenn es uns Beiden nicht gelingen sollte, diesen Rätseln auf den Grund zu gehen! — Was meinen Sie?“

„Versprechen kann man in dieser Hinsicht nichts!“ erwiderte der andere vorsichtig. „Aber ich will gerne mit Ihnen zusammen den Fall bearbeiten! Nur heute nicht!“

Er hatte auf den Reifewegler geblickt, der auf seinem Nachttisch stand. Der kleine Zeiger näherte sich bedent-

lich der Zwei. Die Ballmusik war schon seit einiger Zeit verstummt.

„Ich muß sagen, daß ich recht müde bin!“ fügte der Detektiv hinzu und hielt gähmend die Hand vor den Mund. „Ich schlage vor, daß wir jetzt Schluß der Debatte machen! — Morgen ist auch noch ein Tag, und der Kopf wird klarer sein, wenn man sich erst einmal gründlich ausgeschlafen hat!“

Hesselkamp und der Kapitän erhoben sich. „Wann sehen wir uns morgen?“ Senius überlegte.

„Am besten wäre es, wenn wir uns nach dem Mittagessen in der Kabine des Kapitäns treffen würden. Sind Sie mit meinem Vorschlag einverstanden?“

Die beiden Anderen nickten.

Dann, nach einem letzten Händedruck, trennten sie sich.

9.

Der Morgen des nächsten Tages versprach kein schönes Wetter. Über dem Horizont lag ein dichter Dunstschleier, durch den sich die Sonne nur mühsam hindurchzukämpfen vermochte.

Der Wind hatte sich über Nacht gedreht, und alle halbe Stunde stand der erste Offizier vor dem Wetterglas.

Der Kapitän ließ sich nur für kurze Zeit auf der Kommandobrücke blicken. Eine für alle seine Untergebenen unerklärliche Unruhe schien ihn besallen zu haben.

Dank der vorsichtigen Maßnahmen Hesselkamps wußte außer den notwendigerweise Eingeweihten niemand an Bord von dem Verbrechen, das in der Nacht geschehen war.

Der Maskenball lieferte Gesprächsstoff genug, so daß man sich auch nicht mehr um Fürstin Maniersta und ihre Tochter kümmerte, die ein recht verstörtes Wesen zur Schau trugen und sich nach dem gemeinsamen Frühstück in die neue Kabine zurückzogen, die ihnen der Kapitän gleich am frühen Morgen auf ihre Bitten hin hatte anweisen lassen.

Dort erwarteten sie den Besuch der Brüder Lundquist, die auch bald darauf eintraten.

Ersten war der Gefaschteste von allen, während Hilmar blaß und nervös erschien.

Sie nahmen Platz und, wie es ja auch natürlich war, begannen über den entsetzlichen Vorfall der vergangenen Nacht zu sprechen.

Ersten nahm das Wort: „Ich glaube, wir werden nicht lange mehr im Unklaren schweben! — Ich hatte heute früh Gelegenheit, mit Herrn Hesselkamp zu sprechen, der mir andeutete, wer seiner Meinung nach der Täter gewesen ist —“

„Wer denn?“ fiel ihm die Fürstin ins Wort. Auch in Hilmars und Annjas Gesicht brühte sich eine jähe Spannung aus.

Ersten zögerte mit einer Antwort. Seine Augen suchten Annjas Blick, wie um zu beobachten, welche Wirkung seine Worte hervorbringen würden.

Dann sagte er langsam und jedes Wort betonend: „Der amerikanische Ingenieur ist es gewesen —!“

„William Knight?“ — Unmöglich —!“ Die Komtesse war erschrocken aufgesprungen. Totenbläße überzog ihre Züge. „Das — — wäre ja entsetzlich! — Das . . . kann ja nicht sein! — William Knight? . . . Nein!“

Das Lächeln um Erstens Mund hatte etwas Graujames, als er jetzt zugab: „Sie haben recht, Annja, William Knight war es nicht! — Der Täter heißt Walter Kersten und ist ein steckbrieflich verfolgter Bankräuber . . .“

Aufatmend ließ sich das Mädchen in ihren Sessel zurückfallen.

„Mit solchen Dingen soll man nicht scherzen, Herr Lundquist!“ Unwillkürlich nannte sie ihn nicht mehr bei seinem Vornamen.

Er schien das nicht bemerken zu wollen. Sonderbar ernst wandte er sich ihr zu: „Es war auch kein Scherz! — Sie hätten mich ausreden lassen sollen, dann hätten Sie auch erfahren, daß sich dieser Walter Kersten hier an Bord als . . . Ingenieur William Knight ausgegeben hat!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel der Tränen.

Ellis Island wünscht seine Vergangenheit zu vergessen.

Von Dr. Erwin Stranik (New York).

Mr. Georg M. Bramwell, Sekretär des Commissioners of Emigration, stellt mir in liebenswürdigster Weise einen Paß zur Verfügung, der mir die freie und ungehinderte Besichtigung von Ellis Island ermöglicht. Die Staatsfähre bringt mich von der Battery hinüber zu der kleinen Insel mit den roten, ein wenig an russische Kirchen erinnernden Backsteingebäuden, jenem Stückchen Amerika, das, im Gesichtsfeld der Statue der Freiheit und umkränzt vom Wolkenträgerwall des unteren Manhattan, schon die Stätte so vieler Tragödien war und dadurch eine fast legendäre Bedeutung gewonnen hatte.

Nun, wie alles sich jetzt in den Vereinigten Staaten in einem Prozeß der freiwilligen oder weit öfter noch unfreiwilligen Verwandlung befindet, — hervorgerufen durch die allgemeine Wirtschaftskrise und die starke Depression in der Union im besonderen, — so verändert gegenwärtig auch Ellis Island sein Aussehen; die dunkle Vergangenheit verschwindet und das Bild, das man heute von jener „Insel der Tränen“ gewinnt, ist lange nicht mehr so schauerlich, als es vor dem Kriege war. Die gewaltigen Anlagen, die von Nichtamerikanern ebenso wie von Amerikanern selber gegen die drakonische Art der Immigrationsbehörden, welche die Einwanderer, die in die Union wollten, gleich Tieren zu behandeln pflegten, immer wieder erhoben worden waren, blieben endlich doch nicht ohne Erfolg. Amerika entschloß sich zu einer Revision seiner Einreisebestimmungen und zu einer Vermenschlichung der Aufenthaltsmöglichkeiten auf Ellis Island selber. Dazu kam das neue strenge Immigrationsgesetz, das die Einwanderungsquote wesentlich beschränkte und auch auf diese Weise automatisch die große Menge der hier Zurückgehaltenen auf eine bescheidene Anzahl von Männern, Frauen und Kindern interessierte.

Der Assistent Mr. Bramwells, der mir freundlichst als Begleiter zur Besichtigung von Ellis Island zur Seite gegeben wird, erwartet mich an der Mole. Die Fähre gleitet in den schmalen Kanal hinein, der rechts und links von den schon erwähnten roten Backsteingebäuden umgeben ist, die, vier Stockwerke hoch, mehrere Türme mit Kuppeln und schlanken Spigen zieren. Zur linken Seite befindet sich das Hospital, rechts breitet sich die eigentliche Immigrationsanstalt aus.

Wir schreiten durch lange, sauber gehaltene Gänge, vorbei an den Büros der Einwanderungsbehörden. An den Wänden hängen Bildtafeln, welche die verschiedenen Völkerrassen mit ihren typischen Merkmalen, den bestimmten Gesichtsförmern und teilweise auch in ihren Nationaltrachten zeigen. Gleich neben dem Bild des echten „Deutschen“ hängen Mustere Exemplare der Türken und Rumänen, nicht weit davon entfernt stellt sich uns ein Hindu vor, — indes eine andere Tafel allerliebste Kindergesichter fremder Nationen wiedergibt. Diese Bilder sind natürlich nicht als Wandschmuck gedacht, sondern dienen zur Identifizierung der Rasse der hier Einwandernden. Und die geschulten Augen der Kommissäre erkennen auch sofort die Zugehörigkeit des einzelnen zu seiner Nation und buchen diese in ihre Papiere.

Vom Ende unseres Ganges führt eine Treppe zur Galerie des „Großen Saales“ empor. Er verdient besondere Aufmerksamkeit, denn er bildet sozusagen den Mittelpunkt des ganzen „Lagers“ und ist jener Raum, in dem sich die in Ellis Island zurückgehaltenen Einwanderer tagsüber aufzuhalten haben. Seine Ausdehnung ist gewaltig, seine Durchflutung tadellos, und durch die hohen, die ganze eine Längswand ausfüllenden Fenster flutet das Sonnenlicht in heller Breite. Größere und kleinere Tische, umstellt von Stühlen, geben die Möglichkeit, allerlei kleine Arbeiten zu verrichten: die Männer lesen Bücher oder Zeitschriften, die Frauen nähen, die Kinder beschäftigen sich mit irgendeinem Spielzeug. Eine „Nurse“, — eine Pflegerin, überwacht die Babys. Wird ein Kind müde, so kann es sich in einem der Gitterbettchen, die in einer Ecke des Saales hinter einem Paravant aufgestellt sind, ausruhen.

Zu den fürchterlichsten Qualen von Ellis Island, dem „Schlachthaus der Seelen“, wie es der amerikanische Schriftsteller Mr. Harrington einst in einem aufsehenerregenden Artikel in der Monatsrevue „Forum“ genannt hatte, gehörte seinerzeit die Langeweile. Man gestattete den hier als „I. D.“ (temporarily detained = für gewisse Zeit zurückgehaltenen) Bezeichneten, zwar nach Hause zu schreiben, erlaubte ihnen aber keinerlei Telefongespräche mit dem amerikanischen Festland und gab ihnen nicht die geringste geistige Anregung. Heute, da nur wenige Menschen hier sind, — meist übersteigt die Zahl der in Ellis Island Untergebrachten jetzt nicht 1000, ja sie sank sogar schon auf 700 herab, während früher 10 000 bis 20 000 Menschen in den gleichen Quaran-

tänen zur selben Zeit Pfad finden mußten, — können diese ungehindert nach New York oder über Land telefonieren. Täglich treffen auch Besuche für sie ein, im Aufenthaltsraum installierte man einen Filmvorführungsapparat, errichtete eine kleine Bühne und ebenso eine Orgel für religiöse Zwecke. Zwei Riesenfahnen hängen von der Galerie in die Tiefe hinab, das Sternenbanner zeigt deutlich an, daß es hier bereits seine Herrschaft führt.

Rings um diesen Saal liegen in Stockwerkshöhe die Schlafstellen für Frauen und Kinder. Es gibt hier keine Familienräume, und der große Unterschied, der in Amerika überall zwischen Männern und Frauen gemacht wird, wenn es auf Rücksichtnahme auf die einzelne Person ankommt, zeigt sich hier bereits deutlich: denn während die Männer zu ebener Erde in mehreren riesigen Sälen bis zu 300 Personen in jedem Raum auf übereinandergestapelten Doppelpritschen schlafen müssen, sind in den kleinen Zimmern der Frauen stets nur 7 bis 9 Betten aufgestellt. Das Bettzeug ist sauber weiß gehalten, man empfängt zwar nur eine einzige Decke des Nachts, doch ist diese aus starker Wolle und ziemlich warm. Da die Räume außerdem Zentralheizung besitzen, brauchen die Leute nicht zu fürchten, etwa zu frieren.

Eben wird für den Lunch, das Mittagessen, gedeckt. Auch jetzt würde ich nichts Negatives zu berichten. Die langen Tische sind mit starkem weißem Papier überzogen, vor jedem Platz liegt reichliches Besteck. Sonderbar berühren bloß die schweren Teller und Gläser. Es gibt Suppe, Fleisch, Gemüse, ein kleines Stück „pie“ (eine Art Kuchen mit Obstfüllung) und nachher sogar Eiscreme. Prächtiges Weißbrot steht zur freien Verfügung.

Außerdem muß betont werden, daß der Aufenthalt in Ellis Island die Einwanderer selber nichts kostet. „Uncle Sam“ zahlt alles und erscheint jetzt, nach vielen, vielen bösen Jahren auch wirklich seine Pflicht in humanitärer Weise zu erfüllen. Und ich kann mit bestem Willen nicht behaupten, unter den hier Weilenden noch Menschen mit traurigen Gesichtern, Verzweifelte und Hoffnungslose gesehen zu haben. Im Gegenteil: die hier Wartenden sind beinahe alle voll bestimmter Zuversicht auf eine günstige Erledigung ihres Falles und die Möglichkeit, sich auch in dem kleinen Garten vor dem Lager ergehen zu können, hält ihre Hoffnung stets aufrecht.

Wer kommt heute noch nach Ellis Island? Kein Passagier der ersten und zweiten Klasse mehr, aber auch Leute der dritten Klasse nur noch dann, wenn ihre Papiere nicht in Ordnung befunden werden. Denn Amerika nimmt jene ärztlichen Untersuchungen, denen sich die Einwanderer unterziehen müssen, — jetzt nicht mehr in Ellis Island selber vor, sondern hat bereits in allen großen Häfen Europas einen „U. S. Public Health Service“ eingerichtet, so daß die Emigranten schon vor ihrer Einschiffung nach Amerika in körperlicher Hinsicht genau so überprüft wurden, wie in bezug auf ihre Ausweispapiere. Deshalb erreicht die Zahl derer, die vor einer Landung in New York jetzt noch nach Ellis Island müssen, kaum zehn Prozent der Passagiere dritter Klasse überhaupt, und während meines eigenen Besuches auf der Insel kamen eben von einem deutschen Dampfer, der 88 3.-Klasse-Passagiere geführt hatte, 8 in Ellis Island an, in dessen am Vortag von einem englischen Schiff unter 93 Einwanderern bloß 6 zur Nachkontrolle ausgesondert wurden.

Gleich nach Ankunft der „Unordentlichen“ werden diese vor einen der Kommissäre von Ellis Island geführt. Für Chinesen ist ein eigenes Büro da, mit besonderen Dolmetschern, die anderen Nationen werden rasch hintereinander abgefertigt. Raum länger als 5–10 Minuten dauert eine „Examination“. Nur wenn ein besonderer Verdacht vorliegt, wird ein „S. I.“ verordnet, eine „Special Inquiry“, eine besondere Untersuchung. Unter den 15 Leuten, die in meiner Gegenwart verhört werden, befinden sich: ein altes Mütterchen aus Rußland, das zu ihrem Sohne nach USA. kommt und in Ellis Island so lange zu bleiben hat, bis es der Sohn abholt, ein Hindu, ein paar Holländer und eine einzige Deutsche. Sie alle sind wahrscheinlich nicht länger als eine einzige Nacht hier. Schon morgen wird diejenige, welche vorerst bloß nach New York wollen, die Fähre in die „Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten“ hinüberführen, indes die anderen, die weiter ins Land zu fahren gedenken, von Eisenbahnbeamten direkt von Ellis Island abgeholt und bis zu ihrer Zielstation gebracht werden.

Bisweilen kommt es natürlich auch vor, daß kriminell nicht einwandfreie Individuen sich bis nach Amerika durchschmuggeln. Greifen die Offices of Immigration solche auf, so kommen diese in gesonderte Säle. Ebenso verfügt Ellis Island über eine eigene Abteilung für Deportationen, die

Ich mit den Leuten zu befaßen hat, die unrechtmäßig in die Union einwanderten, irgendwo entdeckt und nun zur Rückkehr in ihre Heimat gezwungen werden. Unter diesen zur Deportation Verdammtten befinden sich viele Seeleute, die ihre Schiffe im New Yorker Hafen verlassen und nicht mehr an Bord zurückkehrten, später aber doch in der Union keine richtige Beschäftigung fanden und mit der Polizei in Konflikt gerieten: nun harren sie der Heimkehr und der Wiederaufnahme in ihren alten Beruf. Die Zahl aller gegenwärtig zu Deportierenden betrug an jenem Tage, da ich Ellis Island besuchte, 350.

Und nun seien noch ein paar Worte über den „Käfig“ von Ellis Island gesagt; was nämlich alle nach Ellis Island Kommenden so sehr irritiert, sind die stark vergitterten Fenster des ganzen Gebäudeskomplexes, sowie die Trennungsteile zwischen den einzelnen Sälen, die ebenfalls aus massiven Eisenstangen bestehen. Wird nun eine Person von einer dieser Abteilungen in die andere geführt, so gewinnt der Europäer tatsächlich den Eindruck, als ob man sich in einer Menagerie oder in einem Gefängnis befände. Aber man vergesse nicht: auch jeder Mensch, der die New Yorker Subway benützt, begibt sich in ein Labyrinth schwerer Eisengitter und kein New Yorker ist darüber aufgebracht. Denn nicht jedes Gitter ist in Amerika ein Gefängnisgitter und nicht jedes Wort, das man über die dort herrschende Grausamkeit sagt, auch wahr.

Gewiß: als in einem einzigen Saale noch 300 Menschen schliefen, mag dort eine furchtbare Atmosphäre geherrscht haben. Heute, da bloß 30 Leute den gleichen Raum benützen, erfreut er durch seine lustige Kühle. Amerika baut seine Vergangenheit sehr rasch ab und es gibt kaum noch eine Verbindung mit den Vorkriegszuständen in bezug auf das Einwanderungswesen. So ist Ellis Island nur noch für den nach Sensationen jagenden Reporter eine „Insel der Tränen“, indes der unbefangene, nüchterne Betrachter diese Institution hier nur noch Reste einer Zeit findet, die heute bereits unwiderruflich überwunden ist.

Dunkel und Stille.

Von Frank Crane.

Freie Übertragung von Max Hanel.

Dunkel und Stille!

Starke, tönende Worte voll Erquickung!

Alle Formen des Lebens haben Dunkel und Stille nötig. Die Pflanze kann nicht immerfort wachsen, sie muß ihre Zeit in der Erde ruhen, im Dunkel und in der Stille. Bäume halten ihren Winterschlaf, alle Tiere müssen schlafen. Auch der Mensch kann nicht lebenskräftig bleiben, wenn er sich nicht täglich in den Tod zurückzieht, in das Aufhören, in das Dunkel, in die Stille.

Wenn wir uns nachts zum Schlaf hinlegen, dann machen sich alle unsichtbaren Werkzeuge unseres Körpers daran, ihn zu säubern, wiederherzustellen, zu erneuern und instandzusetzen, genau wie eine Lokomotive, die von ihrer Fahrt zurückkehrt, gereinigt, geprüft und wiederhergestellt wird. Und diese Werkzeuge sind nur im Dunkel und in der Stille tätig.

Und ebenso ist es mit dem Denkkörper. Kommt er nicht zur Ruhe, so beginnt der Zustrom neuer Gedanken zu stocken, Verwirrung und Verwirrenheit, mangelhaftes Urteil und geistiges Verlagen stellen sich ein. Geh' heim, leg' dich in's Bett, gönne dir zehn Stunden Dunkel und Stille — und du wirst sehen, wie erfrischt du daraus hervorgehst!

Die meisten Ereignisse und Schwierigkeiten, die uns heimsuchen, würden von selbst verschwinden, wenn wir ein langdauerndes Bad in Dunkel und Stille nähmen.

Jene plötzlichen Eingebungen, die den Erfolg bringen, jene glänzenden Gedankenmeteore, deren einer Stunden mühsamer Arbeit aufwiegt — sie kommen gern in den langen Spannen von Dunkel und Stille zu uns.

Böse, febrile, überpannte, verlegende Gedanken und Vorstellungen sind meist Abfalls- und Nebenprodukte einer zu anstrengenden Tätigkeit; sie lösen sich in Dunkel und Stille.

Kein Lärm, kein Licht, kein Kraftaufwand irgendwelcher Art — nur stillliegen und Welle auf Welle des Nichts über sich hinstuten lassen, während du zu dem Nicht-Sein zurückkehrst, aus dem du kamst, zu dem Reich der Nacht, aus dem Gott dich einst in den Tag rief — aus dem Dunkel und aus der Stille.

Ob du schläfst oder nicht — sei nur stille. Erst im Dunkel und in der Stille vernimmst du jene leisen, feinen Stimmen, die im Wirrwarr deines Lebens verhallen. Dort findest du Gott. Dort findest du einen dir noch fremderen Fremdling — dich selbst.

Literaturgeschichte auf Briefmarken.

Man geht jetzt immer mehr dazu über, die berühmten Söhne der einzelnen Völker nicht in Denkmälern aus Stein oder Bronze, sondern durch Briefmarkenbilder zu ehren. So wird das Markenalbum zu einem modernen Pantheon des Ruhmes, und besonders zahlreich sind die Dichter vertreten. Wir haben bei uns die Bilder Schillers und Goethes auf den Marken gesehen, und die gleiche Ehrung erfahren viele Dichter anderer Länder. Eine neue Markenreihe in Österreich enthält die Köpfe der großen Schriftsteller Grillparzer und Raimund, Nestroy und Anzengruber, Stifter und Rosegger. Frankreich gibt eine Victor-Hugo-Marke aus, nachdem bereits vorher der große Dichter der französischen Renaissance, Pierre Ronsard, auf diese Weise verherrlicht worden war. Die junge Republik Spanien denkt daran, den Dichter Blasco Ibanez auf ihren Marken zu zeigen. Spanien war überhaupt die erste Nation, die mit dieser Mode voranging, und zwar vor 26 Jahren, als der 300. Geburtstag der größten spanischen Dichtung, des „Don Quixote“, begangen wurde. Bilder von den Abenteuern des Ritters von der traurigen Gestalt und seines getreuen Knappen Sancho erschienen auf einer Serie, die in zehn Werten nur 14 Tage verkauft wurde. Zehn Jahre später wurde der 300. Todestag des Schöpfers dieses Werkes, Cervantes, mit einer anderen schönen Briefmarkenserie gefeiert, die nur für den Briefwechsel der spanischen Abgeordneten und Senatoren bestimmt war. Kuba hat auf einer Sonderausgabe des Markenwertes von 15 Centavos der spanisch-amerikanischen Dichterin Gertrude Gomez de Avellaneda gedenkt, die als „die größte Dichterin unserer Zeit“ bezeichnet wurde. Dieselbe Auszeichnung erfuhr der portugiesische Nationaldichter Luiz de Camoens, zu dessen 400. Geburtstag eine Markenreihe ausgegeben wurde, die u. a. die Titelfseite seines unsterblichen Epos „Die Lusaden“ zeigte. Der 100. Geburtstag des „portugiesischen Dichtens“ Camilo Castelo Branco wurde 1925 in derselben Weise durch eine umfangreiche Markenreihe verehrt, die u. a. Gestalten seines Meisterwerkes „Amor de Pedra“ zeigte. Die Griechen haben bei der Byron-Jahrhundertfeier 1924 ihren Dant an diesen Dichter abgetragen, indem sie sein Bild auf einer Marke brachten. Ungarn hat die gleiche Ehrung seinem größten Dichter Petöfi an seinem 100. Geburtstag 1923 zu teil werden lassen, während der große ungarische Erzähler Maurus Jotai zwei Jahre später aus dem gleichen Anlaß seine Erinnerungsmarken erhielt. Bulgarien feierte seinen Nationaldichter Iwan Wazow durch Gedenkmarken noch bei Lebzeiten an seinem 70. Geburtstag. Den 50. Todestag Alessandro Manzonis nahm Italien zum Anlaß, um Szenen aus seinem berühmten Roman „Die Verlobten“ auf einer Sonderausgabe von Marken zu zeigen, und ebenso sind Illustrationen von den Werken Virgils bei der Tausendjahrfeier dieses Dichters in Italien ausgegeben worden. Polen widmete seinen Dichtern Slowacki und Sienkiewicz Gedenkmarken, während der russische Plan, Tolstoi und Gorki auf die gleiche Weise auszuzeichnen, nicht durchgeführt wurde. Die Ukraine schuf Marken mit dem Bilde ihres Nationaldichters Schewtschenko. Der 100. Geburtstag Ibsens brachte in Norwegen eine Marke mit seinem Bilde, und Finnland tat das Gleiche mit Elias Lönnrot, dem Schöpfer seines Nationalepos, der „Kalewala“. D'Annunzio erschien auf einigen Marken während seiner kurzen Diktatur in Triume, und die kurzlebige Regierung Bela Kuns ließ den Charakterkopf von Karl Marx auf einer jetzt sehr seltenen Marke auftauchen. Marken von Nicaragua und Ecuador zeigen die Züge der spanisch-amerikanischen Dichter Dario und Olmedo.

Scherz und Spott

Schwierig.

„Nun, Frau Schulze, sie striden ja so eifrig?“
 „Ja, wissen Sie, ich möchte die Arbeit fertig haben, bevor die Wolle zu Ende ist!“
 (Nebelspaster).

Nicht mehr der Jüngste.

„Von wem stammt denn der Witz, den Sie da eben erzählten?“
 „Der ist von mir selber!“
 „So? Dann scheinen Sie doch bedeutend älter zu sein, als Sie aussehen?“
 (Humorist).